major v. Hoiningen gen. Huene und Staatsminister v. Hentig in Gotha als Pfleger bestellt, und zwar zur Verwaltung des prinzlichen Privatvermögens von Mutterseite und zur Vertretung des 1875 geborenen Prinzen gegen seinen Vater Alexander v. Hachenburg, früheren Fürsten zu Wittgenstein. Es kam 1899 zu Streitigkeiten zwischen dem volljährig gewordenen Prinzen und seinen Pflegern wegen der Rechnungslegung über ihre Vermögensverwaltung. Das Landgericht zu Dortmund entschied zugunsten des Prinzen. Die Pfleger legten Berufung ein bei dem Oberlandesgericht zu Hamm. Sie erklärten, der prinzliche Klageanspruch sei auf dem Vergleichswege aus der Welt geschafft; der Prinz habe auf die Abrechnung verzichtet. Der Prinz aber erklärte, er habe seinerzeit Verzicht nur unter der Bedingung geleistet, daß Freiherr v. Mirbach seine Braut zu einer Prinzessin mache. Das sei aber nicht eingetreten. Das Oberlandesgericht formulierte nun zu dieser Prozeßeinrede des Prinzen folgenden Eid:

„Ich schwöre, daß ich den Verzicht (auf gerichtliche Austragung der Sache) vom 28. September 1899 erst dann unterschrieben habe, nachdem mir Freiherr v. Mirbach zugesagt hatte, daß mir über mein mütterliches Vermögen von meinen Pflegern Rechnung gelegt, daß mir mein mütterliches Vermögen von meinen Pflegern herausgegeben, und daß die Standeserhöhung meiner damaligen Braut zur Prinzessin vom Freiherrn v. Mirbach erwirkt werden sollte. So wahr mir Gott helfe usw."

Diesen Eid hat der Prinz von Sayn-Wittgenstein aus formalen Gründen nicht geschworen, vielmehr Revision beim Reichsgericht eingelegt. Der 4. Senat des Reichsgerichts entschied, daß die Klage der Pfleger abzuweisen sei, daß mithin das Urteil des Landgerichts zu Dortmund rechtskräftig sei. Danach haben die Pfleger dem Prinzen Rechnung zu legen und das mütterliche Privatvermögen auszuhändigen.

Das Leipziger Tageblatt schließt seinen Artikel mit folgenden Worten: „Wenn die leider nicht beschworene Aussage des Prinzen von Sayn-Wittgenstein auf Wahrheit beruht, so hat in diesem Falle Freiherr v. Mirbach sich unterfangen, Gnadenrechte der Krone Preußen bei seinen persönlichen Geschäften als Wertobjekt zu benutzen."

Schon lange heißt es: Heraus mit der Sprache, Herr Oberhofmeister! Wo blieben die 325 000 Mark? Diesmal genügen keine halben Erklärungen und auch keine öffentlichen Ehrenzeugnisse einer Reihe von Ordnungsspitzen. Hier gibt es nur ein Entweder — oder! Entweder erklärt Mirbach, alles sei „erstunken und erlogen" und bringt vollgültige Beweise dafür, oder ....

Das Berliner Tageblatt begnügt sich „vorläufig damit, die Mitteilungen des Leipziger Tageblatts, das als vorsichtiges und gut unterrichtetes Blatt bekannt ist, wiederzugeben, ohne daraus bestimmte Schlüsse in bezug auf den Charakter und die private Tätigkeit des Freiherrn v. Mirbach zu ziehen. Nur darüber wird schon jetzt kein Zweifel sein können, daß Freiherr v. Mirbach im eigenen Interesse sein bisheriges Wirken vor der Oeffentlichkeit klarlegen muß. Er hat so viel erstrebt und seine Hände in so zahlreichen Geschäften gehabt, daß man jetzt endlich seine vollgültige Legitimation in jeder Beziehung von ihm fordern muß. Sonst ist zu besorgen, daß er die Sache kompromittiert, der er zu dienen glaubt."

Und eisig kühl konstatiert die Deutsche Tageszeitung: „Immerhin ist der Prozeßbericht, man mag noch so vorsichtig urteilen, geeignet, den peinlichen Eindruck, den die Angelegenheit des Herrn Oberhofmeisters bisher schon gemacht hat, noch wesentlich zu verstärken. Hätte man, wie wir immer gefordert haben, die unbedingt gebotenen Konsequenzen sofort gezogen (Entlassung des Kirchenbaugeldersammlers), so hätte sich vermutlich kein Mensch um diesen Prozeß gekümmert."

Allerdings dementiert der Berliner Lokalanzeiger die Nachricht, nach der der Oberhofmeister der Kaiserin Freiherr v. Mirbach dem Prinzen Sayn-Wittgenstein die Zusage für eine Standeserhöhung seiner Braut gemacht haben soll. Aber das Dementi genügt nicht, wenn es auch in dem Blatte enthalten ist, das angeblich das einzige ist, das an höchster Stelle nicht nur in Ausschnitten gelesen wird.

Mirbach selbst hat die Pflicht, zu sprechen. Da hilft alles Jammern über Satanstücken nichts!

Deutsches Reich.

Berlin, 4. August. Die Verschleppungskommission des preußischen Abgeordnetenhauses zur Vorberatung der wasserwirtschaftlichen Vorlagen hatte Ende Juni, kurz vor der Vertagung des Landtags, ihre Beratungen vertagt. Neuerdings sind Wünsche an den Vorsitzenden Grafen Wartensleben-Rogasen dahin herangetreten, daß er über die Wiederaufnahme der Kommissionssitzungen Dispositionen treffen und der Kommission mitteilen möchte. Der Vorsitzende ist der „Bitte" entgegengekommen und hat die nächsten Sitzungen auf den 19., 20. und 21. Oktober anberaumt. Für diese drei Sitzungen sind auch die Tagesordnungen festgesetzt worden. Am 19. und 20. Oktober soll die zweite Lesung des Gesetzentwurfs über Freihaltung des Ueberschwemmungsgebiets der Wasserstraßen und die Beratung des Gesetzentwurfs über den Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin, am 21. Oktober der Gesetzentwurf über die Kanalisierung der Oder stattfinden. Später soll die erste Lesung des Rhein-Hannover-Kanals fortgesetzt werden. — Wie es scheint, hat es erst ein zer Rippenstöße bedurft, den Vorsitzenden „zu Dispositionen" zu bewegen.

„Neuordnung der Biersteuer." Vor kurzem meldete die Freie Deutsche Presse, von der Reichsregierung sei eine Erhöhung der Brausteuer in der Form einer Staffelsteuer geplant; das aus kleinen Brauereien kommende Bier soll niedriger belastet werden als das in großen Brauereien gebraute. Danach hatte es den Anschein, als sei eine Preissteigerung des Bieres beabsichtigt, um den kleinen Brauereien eine Liebesgabe zufließen zu lassen. Die Nationalliberale Korrespondenz bemüht sich, für eine sicher in Aussicht stehende Regierungsvorlage Stimmung zu machen, indem das Ganze harmloser noch als harmlos dargestellt wird. Es heißt dort:

„Bei der in Aussicht genommenen Ausführung der Bestimmung der Reichsverfassung, wonach die Art der Veranlagung der Brausteuer im Gebiete der norddeutschen Brausteuergemeinschaft und in Süddeutschland in möglichste Uebereinstimmung zu bringen ist, handelt es sich nicht um Erzielung von Mehreinnahmen aus der Brausteuer. Es gilt vielmehr, die neue Staffelung der Steuer in der Weise einzuführen auch im Gebiet der norddeutschen Brausteuergemeinschaft — nachdem sich das Prinzip in Süddeutschland als überaus praktisch herausgestellt hat —, daß der Kampf der mittleren und kleineren Brauereien um die Existenz entlastet wird. Das Mehr an Steuer, das von den größeren Brauereien erhoben werden soll, stellt weiter nichts dar, als eine Versicherungsprämie der Reichskasse gegen ein Herabgehen der Einnahmen aus der Brausteuer."

Die Freie Deutsche Presse kennzeichnet die „Harmlosigkeit" durch folgende Kritik: „In Wahrheit soll durch die Staffelung der Brausteuer **dem Reiche ein riesiger Mehrertrag zugeführt** werden. Daß ein „Mehr an Steuer" mit der Staffelung der Brausteuer angestrebt wird, wagt ja auch die Nat.-Lib. Korr. gar nicht zu bestreiten. Wenn die Nat.-Lib. Korr. aber den Anschein erweckt, als stelle „das Mehr an Steuer, welches von den größeren Brauereien erhoben werden soll, weiter nichts dar, als eine Versicherungsprämie der Reichskasse gegen ein Herabgehen der Einnahmen aus der Brausteuer", so heißt das doch nur, mit gleisnerischem Schlagwort die angestrebte Verteuerung des Bieres beschönigen. Die Hauptsache bei der geplanten Staffelung der Brausteuer ist, daß **„das Bier mehr bluten soll"**.

Der bayrische Duellminister. Der Duellerlaß des bayrischen Kriegsministers ist am Mittwoch in der Kammer der bayrischen Reichsräte zur Sprache gekommen bei der Erörterung des Militäretats. Fürst Löwenstein-Rosenberg verurteilte das Duell vom Standpunkt gläubiger Katholiken streng. Kriegsminister v. Asch erklärte, er achte die Anschauungen des Fürsten Löwenstein hoch, müsse aber, wie er jederzeit getan, vom Standpunkte des Offiziers aus auf anderem Boden stehen. Der Kriegsminister behauptete, daß sein vom Abg. Heim verlesener Duellerlaß keinen Zwang zum Duell enthalte.

Also: ein Duellerlaß soll keinen Duellzwang proklamieren. Man achtet die Verurteilung des Duells, aber — man steht als Offizier auf anderem Boden.

Südwestafrikanisches. Trotha meldet aus Erindi-Ongoaherero: Die 2. Kompagnie des Feld-Regiments Nr. 2 wurde am Dienstag vormittag von 150 Hereros bei Okateitei **angegriffen.** Der Angriff wurde abgeschlagen. 50 Hereros sind tot. Auf deutscher Seite wurden schwer verwundet 1 Unteroffizier, leicht verwundet 2 Mann; außerdem sind 2 Witbois tot und 1 verwundet.

Staatsgefährliche Turnerei. Polnische Blätter melden: Nachdem schon neulich vom Posener Turntage den polnischen Turnerinnen nicht bloß gymnastische Uebungen verboten worden waren, sondern ihnen auch untersagt war, den Turnübungen der Männer beizuwohnen, hat jetzt auch die Pol. in Ostrowo ein vom dortigen Frauenturnverein geplantes Turnkränzchen verboten.

Wenn der Herr Hauptmann nervös überreizt ist. Hauptmann von der Osten vom Leibinf.-Reg. Nr. 115 in Darmstadt wurde in der letzten Sitzung des Kriegsgerichts wegen Mißhandlung Untergebener zu 17 Tagen Stubenarrest verurteilt. Von der Osten hatte bei einer Schießübung zwei Leuten, deren Leistungen ihm nicht genügten, vor versammelter Mannschaft einige „nicht heitige" Ohrfeigen gegeben. Bei der Strafzumessung wurde die nervöse Überreiztheit des Hauptmanns als Milderungsgrund angenommen.

Kleine politische Nachrichten. Das Befinden Walter Rousseaus scheint eine neue Operation notwendig zu machen. Professor Poirier wurde in Eile zu ihm nach Corbeil berufen.

Aus Tanger wird berichtet: Die Truppen der hiesigen Garnison weigern sich, weiter im Dienste zu bleiben, wenn ihnen nicht der ständige Sold ausgezahlt werde. Falls das nicht geschieht, wird die Stadt ohne militärischen Schutz sein.

Schweiz.

Militär gegen Streikende schickt man auch in der „freien" Schweiz! In Chaux-de-Fonds befinden sich die Maurer im Ausstand und der Staatsrat von Neuenburg faßt in außerordentlicher Sitzung den Beschluß, für Dienstag den 2. August ein Infanteriebataillon und eine Schwadron Reiterei in Chaux-de-Fonds zu konsignieren. Das geschieht auch, obwohl bisher keinerlei Ausschreitungen irgendwelcher Art vorgekommen sind, obwohl die Streikenden sogar die unter nichtigen Vorwänden erfolgte provokatorische Ausweisung des Präsidenten der Baugewerkschaft mit Ruhe hingenommen haben. Man sieht wieder, das kapitalistisches System verleugnet sich weder in Monarchien, noch in „freien" Republiken. —

Italien.

Die Streitigkeiten in der Partei nehmen keine Ende. Kaum hat sich die Aufregung über eine Reihe erfolgter Ausschlüsse aus der Partei gelegt, so ergeben sich neue Reibungen. Am 30. Juli fand in Rom eine sozialdemokratische Versammlung statt, in der Ferrari, Leiter der Zeitung La lotta (Der Kampf) einstimmig aus der Partei ausgeschlossen wurde, weil er den Beschluß nicht respektiert hat, nach dem La lotta ihr Erscheinen einstellen sollte.

Ein christlicher Schurke. Palizzolo ließ am Dienstag in der Kirche Madonna vom Carmelberge in Palermo einen Danksagungsdienst aus Anlaß seiner Freisprechung abhalten. Die Bevölkerung bereitete ihm Sympathiekundgebungen.

Frankreich.

Nach der Kriegserklärung. Der Bischof von Laval ist entschlossen, sein Bistum weiter zu behalten. Der Beschluß ist auf den Rat des Generaldirektors des Kultusministeriums zurückzuführen, der dem Bischof anempfahl, zurückzukehren und auf Grund des Konkordats seinen Posten beizubehalten. Es bleibt abzuwarten, welche Maßregeln der Vatikan in der Angelegenheit treffen wird. Man nimmt in Paris an, daß der Vatikan vor einer Absetzung des Bischofs zurückschrecken und sich darauf beschränken werde, ihm einen Tadel zu erteilen.

Spanien.

Solidarität des Proletariats. Zugunsten der Landarbeiter fanden an vielen Plätzen des Landes Protestversammlungen gegen Unternehmer und Behörden statt, die durch Ungerechtigkeiten, Gewalttätigkeiten und Infamien die Landarbeiter zu unterdrücken versuchen.

In Sevilla fand ein Kongreß des spanischen Arbeiter-Bundes statt. Im Anschluß an die Tagungen des Kongresses wurde von der Oficina regional (National-Sekretariat) an sämtliche Arbeitersekretariate aller fünf Erdteile ein Bericht über die Anträge und Beschlüsse des Kongresses gesandt.

Zwei Anträge sind von besonderer Wichtigkeit: 1. Einen internationalen Arbeiterbund zu gründen, 2. zur Organisierung des Bundes einen großen internationalen Gewerkschaftskongreß einzuberufen. —

Rußland.

Nach dem Attentate. Nach polnischen Blättermeldungen hat aus Anlaß der Ermordung Plehwes vorgenommene Hausdurchsuchungen der russischen Polizei angeblich ein ungemein reichhaltiges Material in die Hände geliefert. Aus den vorgefundenen Papieren geht hervor, daß **ganz Rußland von geheimen revolutionären Gesellschaften förmlich unterwühlt** ist, deren Organisation selbst die höchsten Kreise bis zur unmittelbarsten Nähe des Thrones einschließt. Das oberste Ziel der Palastrevolutionäre ist, den Zaren zum Verzichte auf die Alleinherrschaft und zur Einführung einer freisinnigen Verfassung zu zwingen. Die Regierungskreise sind überzeugt, daß Rußland sich am **Vorabende einer Revolution** befindet, und daß nur außerordentliche Maßregeln den Ausbruch einer solchen verhindern können.

So rechtfertigt die Knutenpolizei Knutenmaßregeln!

Ueber die **Nachfolgerschaft** des ermordeten Ministers von Plehwe kursieren in Petersburg immer noch widersprechende Gerüchte. Nach einer neuen Version soll das **Amt künftig geteilt** werden. Nach einer Meldung aus Petersburg soll der künftige Minister des Innern lediglich administrative Obliegenheiten haben, eine Art Generalgouvernement von Rußland und Finnland sein. Man nennt für diesen Posten

---

weib hochhalten und lieben dein ganzes Leben lang, so antworte: ja" — sprach er deutsch. Aber er lispelte es rasch, leise und unsicher, wie man eine fremde Sprache spricht, die man nicht ganz meistert.

Desto lauter klang des Bräutigams „Ja!" durch die Kirche. Er rief es heraus aus voller Brust, so ehrlich-zuverlässig, daß selbst die Neugierigen, die sich aus dem Dorf eingefunden hatten, dieses „Ja" verstanden.

Stasia sagte „tak".*

Unter dem mit Rosmarinzweigen besteckten Brautmützchen, das sie, wie alle polnischen Landbräute, am Hochzeitstag trug, schaute sie beharrlich zu Boden. Es war ihr nicht so gar leicht zumute. Gestern war sie noch einmal zur Beichte gewesen, und mit weinenden Augen hatte sie den Beichtstuhl verlassen. Es war doch eine nicht so leichte Aufgabe, der sie entgegenging — das war sie sich im Beichtstuhl erst ganz bewußt geworden.

Sie machte ein ernstes Gesicht. Es hellte sich auch nicht auf, als der Kutscher des Hochzeitswagens, ein wehendes, buntseidenes Tuch ins Knopfloch geknüpft, kunstvoll mit der langen Peitsche knallte, daß es klang wie Pistolenschüsse. Sie lächelte nicht, als der Wind sie mit den vielen flatternden Bändern vom Rosmarinsträußchen ihres Hochzeiters kitzelte, lachte nicht, als beim Hochzeitsschmaus der Vater und der Schwiegervater, die beide kräftig getrunken hatten, Brüderschaft schlossen, und dann plötzlich draußen vorm Haus die Musikanten von Pociecha-Dorf, die man nicht bestellt, aber die sich doch eingefunden hatten, den Krakowiak zu spielen anfingen. Und sie spielten doch so flott, daß der nimmermüden Michalina, die den ganzen Tag Kuchen und Braten aufgetragen und Bier und Wein eingeschenkt hatte, die Füße zuckten.

Sie schaute erst zuversichtlicher drein, als ihr die Brautjungfern um Mitternacht das Brautmützchen abgenommen und ihr als Zeichen der Würde die Frauenhaube aufgesetzt hatten. Die würde sie nicht immer tragen, bewahre! Auf das besorgte Flüstern ihres Ehemannes: ob sie denn von nun ab ihr schönes blondes Haar verdecken wolle, schüttelte sie lächelnd den Kopf — o nein, nein, man hielt eben nur fest an den alten Hochzeitsbräuchen!

Gegen das nun einmal Hergebrachte ließ sich nichts sagen. Das hatten auch die Eltern Bräuer eingesehen, wenngleich Frau Nettchen an dem Hochzeitstag oftmals recht unsicher blickte. Es kam ihr alles so sehr fremd vor, und sie, die die Hochzeit eifrig betrieben hatte, konnte ein paar leichte Seufzer nun doch nicht unterdrücken.

Schon, daß die Braut keinen Myrtenkranz trug, wollte ihr nicht in den Sinn — war sie denn ein Mädchen, dem die Myrte nicht mehr zukam?! Doch, doch freilich! Aber der Rosmarin war nun einmal hier Sitte anstatt der Myrte.

Verstohlen suchte ihr Blick überm Sofa das Glaskästchen, darinnen ihr eigner Brautkranz hing — ach, den hatte sie immer so hochgehalten! Und sehnsuchtsvoll flogen ihre Gedanken zurück zu jener Zeit, da in der kleinen Dorfkirche am Rhein ihr Glück begründet worden war. Und eine Sorge kam sie an: ob die hier denn auch glücklich werden konnten?!

Vater Bräuer war es auch nicht einerlei gewesen, daß der Sohn aus dem Hause ging. Aber darüber nachzudenken, dazu kam er vor der Hand nicht. Es war nun vor Winter noch eine Menge Arbeit zu erledigen, und auf den neugebackenen Ehemann war in dieser Zeit nicht viel zu rechnen. Der mußte nun erst einmal die eigene Wirtschaft begründen, und — hatte man wohl je ähnliches erlebt? — der hing seiner jungen Frau ja förmlich am Schürzenzipfel. Alle seine Gedanken waren nur bei ihr, kaum war er einmal weg vom eigenen Herd, so saß er auch schon wieder dran.

Das würde sich ja hoffentlich legen mit der Zeit. Ein Glück, daß die Schwiegertochter nichts Unbilliges verlangte, denn wahrhaftig, — Vater Bräuer schüttelte oft genug mißbilligend den Kopf — der Junge ließ ja alles mit sich machen!

Nun war der Winter gekommen. Weiß lagen die unabsehbaren Flächen, und Schneehaufen gleich, kaum sich hebend vom Boden, die niedrigen Hütten der Komorniks.

Der Ackerbau ruhte. Die Pflugschar rostete.

Tief unterm Schnee schliefen die winzigen Halme. Wer konnte jetzt schon sagen, ob sie einst hoch und üppig emporschießen, reife, wiegende Aehren werden würden, die sich neigten unter der eigenen Fülle — oder ob sie verkümmern würden, ersticken unter der Last, die der Himmel mit jedem Tag auf sie heruntersenkte?!

Von November an fiel der Schnee stetig. Kein Sonnenwetter gab's mehr. Auch kaum einen Wind. Ruhig blieb der weiße Mantel liegen; kein Ast, kein Aestchen der Akazien von Przyborowo und der Pappeln von Chwaliboreznce war zu sehen. Jeden Morgen das gleiche Weiß, dieselbe weiche, fleckenlose, jeden Schall dämpfende Hülle. Lautloser Friede lastete über Lysa Góra.

Auf dem platten Lande machte sich die Langeweile breit. Zu Sommerzeiten wurde nie so viel geklatscht. Löb Scheitel brauchte, wenn er jetzt mit seinem Wägelchen herumfuhr, immer länger und länger zur Tour. Und das war nicht die Schuld des Schnees allein, der sich den Rädern anklebte, Schuld war auch nicht, daß er nun alles allein zu besorgen hatte — sein Sohn Isidor half ihm nicht mehr, der war im Herbst eingezogen —, das Schwatzen machte es, das ihn in jeder Stube festbannte, beim kleinen Mann sowohl wie in der Herrschaftsküche.

„Gott der Gerechte und Weh geschrien!"

Der Händler hatte viel zu jammern: wie sollte es werden, wenn die neuen Zölle durchgingen?! Wie teuer würde man dann 's Fleisch erst einkaufen! Gott soll hüten!

Wie man in der Zeitung las, die der Herr Meßner hielt, — der Briefträger, den Scheitel auf seinem Wägelchen tat ein Stück Weges mitnahm, ließ ihn zum Dank dafür immer das Kreuzband gucken —, war Zollerhöhung auf die Einfuhr aus dem Ausland das einzige Mittel, die heimische Landwirtschaft zu heben.

Klug gesprochen! — das meinte Löb Scheitel auch. Mochten sie nur immer die Einfuhrzölle erhöhen, hierzulande wuchs ja auch Getreide, und Kälber wurden auch geboren.

* Ja.